



Foto: © Norman Ohler



Foto: © Joachim Gern, Berlin

... und heute

Dies ist das ehemalige Labor von Dr. Fritz Hauschild, von 1937 bis 1941 Chef der Pharmakologie bei Temmler, der auf der Suche nach einer neuen Art von Arznei war, einem »leistungssteigernden Mittel«. Dies ist die frühere Drogenküche des Dritten Reichs. Hier köchelten die Chemiker mit Porzellantieglern, Kondensatoren mit

durchlaufenden Röhren und Glaskühlern ihren lupenreinen Stoff. Hier klapperten die Deckel der bauchigen Siedekolben und entließen mit zischendem Geräusch gelbroten heißen Dampf, während Emulsionen knackten und weiß behandschuhte Finger am Perkolator Einstellungen vornahmen. Methamphetamin entstand – und zwar in einer Qualität, die selbst der fiktionale Drogenkoch Walter White in der US-amerikanischen TV-Serie *Breaking Bad*, die Crystal Meth zum Symbol unserer Zeit stilisiert hat, in seinen besten Stunden nicht erreicht.

Wörtlich übersetzt bedeutet *breaking bad* so viel wie *plötzlich sein Verhalten ändern und etwas Schlechtes tun*. Vielleicht auch keine falsche Überschrift für die Jahre 1933 bis 1945.

Vorspiel im 19. Jahrhundert: die Urdroge

»Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand.«

Johann Wolfgang von Goethe

Um die historische Relevanz dieser und anderer Drogen für die Geschehnisse im NS-Staat verstehen zu können, müssen wir zurückgehen. Die Entwicklungsgeschichte der modernen Gesellschaften ist an die Entstehungs- und Verteilungsgeschichte der Rauschmittel ebenso gekoppelt wie die Ökonomie an den Fortschritt der Technik. Ein Anfangspunkt: Im Jahre 1805 schrieb Goethe im klassizistischen Weimar seinen *Faust* und brachte mit dichterischen Mitteln eine seiner Thesen auf den Punkt, nach der die Genese des Menschen selbst drogeninduziert ist: Ich verändere mein Gehirn, also bin ich. Zur gleichen Zeit unternahm im weniger glamourösen westfälischen Paderborn der Apothekergehilfe Friedrich Wilhelm Sertürner Versuche mit dem Schlafmohn, dessen verdickter Saft, das Opium, die Schmerzen betäubt wie kein anderer Stoff. Goethe wollte auf poetisch-dramatischem Wege erkunden, was die Welt im Innersten zusammenhält – Sertürner hingegen ein handfestes jahrtausendealtes Problem lösen, das die Spezies mindestens ebenso tangierte.

Die konkrete Herausforderung für den einundzwanzig Jahre jungen, genialischen Chemiker: Je nach Wuchsbedingungen ist der Wirkstoff in der Mohnpflanze in sehr unterschiedlicher Konzentration vorhanden. Mal lindert ihr bitterer Saft die Pein nicht stark genug, mal kommt es zu ungewollter Überdosierung und Vergiftung. Ganz auf sich gestellt, ebenso wie der das opiumhaltige Laudanum konsumierende Goethe in seiner Dichterstube, machte Sertürner eine sensationelle Entdeckung: Es gelang ihm, das Morphin zu isolieren, jenes entscheidende Alkaloid des Opiums, eine Art pharmakologischen Mephisto, der Schmerz zu Wohlgefallen verzaubert. Es war ein Wendepunkt in der Geschichte nicht nur der Pharmazie, sondern eines der wichtigsten Ereignisse des beginnenden 19. Jahrhunderts, der Menschheitsgeschichte überhaupt. Der Schmerz, dieser unheimliche Begleiter, konnte nun präzise dosiert besänftigt, ja beseitigt werden. Apotheken überall in Europa, in denen bislang die Pharmazeuten nach bestem Wissen und Gewissen ihre Pillen aus den Zutaten des eigenen Gewürzgärtleins oder den Lieferungen des Kräuterweibleins gedreht hatten, entwickelten sich binnen weniger Jahre zu veritablen Manufakturen, in denen sich pharmakologische Standards etablierten. **[b]** Im Morphin steckte nicht nur Linderung vor allem Unbill des Lebens, sondern auch das große Geschäft.

In Darmstadt tat sich der Besitzer der Engel-Apotheke, Emanuel Merck, als Pionier dieser Entwicklung hervor und postulierte 1827 als Unternehmensphilosophie, Alkaloide und andere Arzneistoffe in stets gleicher Qualität liefern zu wollen. Es war die Geburtsstunde nicht nur der noch heute prosperierenden Firma Merck, sondern der deutschen pharmazeutischen Industrie überhaupt. Als um 1850 die Injektionsspritze erfunden wurde, konnte den Siegeszug des Morphins nichts mehr aufhalten. Massenhaft verwendete man den Schmerzmittel im amerikanischen Bürgerkrieg 1861–65 ebenso wie im deutsch-französischen Krieg 1870/71. Dort ging bald gewohnheitsmäßig die Morphium-Fixe um. [4] Ihr Einfluss war entscheidend, im Guten wie im Schlechten. Zwar konnte die Pein selbst Schwerverletzter gebändigt werden – doch das machte Kriege im noch größeren Stil erst möglich: Die Kämpfer, früher durch eine Verwundung meist langfristig untauglich gemacht, wurden nun rascher wieder aufgepäppelt und nach Möglichkeit erneut in die vordersten Reihen befördert.

Mit dem Morphin, auch Morphium genannt, erreichte die Entwicklung der Schmerzbekämpfung und Betäubung einen entscheidenden Höhepunkt. Das betraf gleichermaßen die Armee wie die zivile Gesellschaft. Vom Arbeiter bis zum Adligen setzte das vermeintliche Allheilmittel sich durch, überall auf der Welt, von Europa über Asien bis Amerika. In den *drugstores* zwischen Ost- und Westküste der USA wurden zu dieser Zeit vor allem zwei Wirkstoffe rezeptfrei angeboten: Morphinhaltige Säfte stellten ruhig, während kokainhaltige Mischgetränke (wie in den Anfängen der Mariani-Wein, ein Bordeaux mit Coca-Extrakt, oder auch die Coca-Cola [c] [5]) gegen Stimmungsleiden und als hedonistische Euphorika sowie zur Lokalanästhesie Verwendung fanden. Doch das war erst der Anfang. Rasch wollte die entstehende Industrie diversifizieren; neue Produkte mussten her. Am 10. August 1897 mischte Felix Hoffmann, ein Chemiker der Firma Bayer, aus einem Wirkstoff der Weidenrinde die Acetylsalicylsäure zusammen, die als Aspirin in den Handel kam und den Globus eroberte. Elf Tage später erfand derselbe Mann eine weitere Substanz, die ebenfalls weltberühmt werden sollte: Diacetylmorphin, ein Derivat des Morphins – die erste Designerdroge überhaupt. Unter dem Markennamen Heroin kam sie auf den Markt und trat ihren Siegeszug an. »Heroin ist ein schönes Geschäft«, verkündeten die Direktoren von Bayer stolz und vermarkteten das Mittel gegen Kopfschmerzen, Unwohlsein und sogar als Hustensaft für Kinder. Selbst Säuglingen könne es bei Darmkoliken oder Schlafproblemen gegeben werden. [6]

Fleischhacker, Wilhelm, »Fluch und Segen des Cocain«, in: Österreichische Apotheker-Zeitung, Nr. 26, 2006.

Das Geschäft brummte nicht nur bei Bayer. Gleich mehrere moderne Pharmaziestandorte entwickelten sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entlang des Rheins. Strukturell standen die Sterne günstig: Zwar gab es aufgrund der

Kleinstaaterei im Deutschen Kaiserreich nur begrenzt Bankkapital und Risikobereitschaft für Großinvestitionen, doch genau das brauchte die chemische Industrie gar nicht, da sie im Vergleich zur traditionellen Schwerindustrie verhältnismäßig wenige Gerätschaften und Rohstoffe benötigte. Auch geringe Einsätze versprachen hohe Gewinnmargen. Es zählten vor allem Intuition und Sachverstand der Entwickler, und Deutschland, reich an Humankapital, konnte auf ein schier unerschöpfliches Potenzial an exzellent ausgebildeten Chemikern und Ingenieuren zurückgreifen, das sich aus dem damals noch besten Bildungssystem der Welt speiste. Das Netz aus Universitäten und technischen Hochschulen galt als vorbildlich: Wissenschaft und Wirtschaft arbeiteten Hand in Hand. Es wurde auf Hochtouren geforscht, eine Vielzahl an Patenten entwickelt. Deutschland wurde, gerade was die chemische Industrie anging, noch vor der Jahrhundertwende zur »Werkstatt der Welt« – und »Made in Germany« zum Gütesiegel, auch was Drogen betraf.